

Vortrag  
Wissensgesellschaft, Frauen und Stadt

bei der Fachtagung  
Chancengleichheit durch Stadtentwicklung  
am 21. September 2001 in Castrop-Rauxel

Was ist dran an dem Schlagwort von der Wissensgesellschaft? Leben wir heute in einer Wissensgesellschaft und was heißt das für Frauen und für Städte? Dazu möchte ich jetzt einige Überlegungen anführen.

### **1. Konturen und Tendenzen der Wissensgesellschaft**

Unsere Gesellschaft wird seit geraumer Zeit mit einer Reihe von Attributen zu charakterisieren versucht wie Risikogesellschaft, Erlebnisgesellschaft, Informationsgesellschaft, aber auch Wissensgesellschaft. Alle haben in gewisser Weise ihre Berechtigung, weil sie typische Züge unserer Gegenwart zum Ausdruck bringen.

Der Begriff der Wissensgesellschaft erhebt jedoch einen besonders weitreichenden Anspruch, weil damit ein grundlegender Wandel in den Produktionsverhältnissen gekennzeichnet wird, bei dem das eingebaute Wissen als entscheidende Quelle für den Mehrwert des Produktes gelten muss. Diese heute erkennbare Tendenz hin zu einer wissensbasierten Ökonomie wird - so meinen Vertreter- und Vertreterinnen der These von der Wissensgesellschaft wie Nico Stehr, Helmut Willke und Karin Knorr-Cetina unsere Gesellschaft virusartig (Knorr-Cetina S. 154) bis in die Grundstrukturen sozialer Ordnung umgestalten, so dass das Wissen zum gesellschaftsstrukturierenden Prinzip werden wird. Sie sprechen daher davon, dass die Wissensgesellschaft die Industriegesellschaft ablöse. Während die Industriegesellschaft auf Arbeit, Kapital und Boden als Produktionsfaktoren aufgebaut war, beruhe die Wissensgesellschaft auf Virtualität, Wissen und Expertise (Willke S. 277).

Durch die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien und das Verfügbarwerden von Informationen für weite Kreise der Bevölkerung kann sich Wissen, das Stehr (1994 S. 208) als Erweiterung der individuellen Handlungskapazität versteht, zu diesem Strukturierungsprinzip entwickeln. Insofern setzt die Wissensgesellschaft die modernen Informationstechnologien voraus bzw. muss sie als einen ihrer Bausteine begreifen.

Allerdings befinden wir uns erst im Übergang zur Wissensgesellschaft, heißt es vorsichtig. Die alte Produktionsweise ist noch vorhanden, verliert aber an Bedeutung. Einige Grundzüge der neuen Gesellschaft lassen sich jedoch bereits deutlich erkennen, auf die ich jetzt näher eingehen werde:

- auf die Bedeutung von Innovationen für das ökonomische Wachstum,
- auf Wissenschaft und Forschung als Voraussetzung für Innovationen.

a. Innovation und Wachstum

Die Produktion von Innovationen und Anwendung dieses Wissen zu marktgängigen neuen Produkten wird die wichtigste Bedingung wirtschaftlichen Wachstums, denn Innovationen bei Verfahren und die Erfindung neuer Produkte sichern die Vorsprünge auf globalen Märkten.

Wissen war zwar immer ein Bestandteil des Produktionsprozesses. Das Besondere ist heute, dass das Wissen als Produktionsfaktor für eine expandierende Wirtschaft andere Faktoren wie Rohstoffe, Arbeit, Transportkosten oder die Organisation der Produktion in den Hintergrund drängt.

Die Komponenten, die den Mehrwert eines Produktes oder einer Dienstleistung ausmachen, liegen nicht mehr im Material, im Zusammenbau oder der menschlichen Arbeitskraft, sondern in der eingebauten Expertise. Solche typische Produkte heute sind z.B. der Chip, die Satelliten, eine Hochleistungskamera oder ein Tonbandgerät, auch Arzneimittel. Überall sind die Materialkosten gering, die Aufwendungen für Wissen jedoch hoch.

Seit den 70er Jahren ist die Zunahme von Investitionen in Industrie-, aber auch Dienstleistungsunternehmen in den Bereich der Forschung und Entwicklung zu beobachten. Dabei dient der Einsatz des Wissens sowohl der Rationalisierung der Herstellung von Produkten, ihrer Verbilligung auf dem Markt wie der Entwicklung neuer Produkte. Die Investition in Innovation, in Wissensvorsprünge, verschafft in der Regel neue Marktchancen. Solche Innovationen hat es natürlich auch früher gegeben, doch in der Wissensgesellschaft leben Wirtschaft und die Unternehmen von der Permanenz der Innovationen. Die Konkurrenz um Innovationen besteht weltweit, womit die Unsicherheiten bei Produktentwicklungen wachsen. Diese wissensfundierte Ökonomie erzeugt aber nicht nur materiell greifbare Produkte oder Dienstleistungen, sie produziert auch symbolische Waren (Stehr 1994 S. 295) wie die monetäre Güter der Finanzmärkte, die nicht unmittelbar an den Warenverkehr gebunden sind. Die virtuelle Ökonomie digitalisierter Geldströme ohne realen Gegenwert überragt bereits seit einigen Jahren das Volumen der realen Ökonomie um das 20- bis 50fache (Strulik S. 25). Aber auch Wissen selbst wird zur Ware, sei es in Form von Statistiken, Daten, technologischen Systemen, Modetrends, Informationen, Gutachten. (S. 340). Die wissensbasierte Ökonomie ist von vielen Unsicherheiten und Risiken begleitet, die sich über die Unsicherheit der Arbeitsplätze in die Lebensläufe hin fortsetzt. Wir sehen das z.Z. besonders an den Arbeitsplätzen der New Economy und den damit verbundenen Lebensstilen. Richard Sennett hat das Produkt dieser neuen Verhältnisse als den flexiblen Menschen bezeichnet.

#### b. Wissenschaft und Forschung als Voraussetzung für Innovation

Gleichzeitig beobachten wir eine Veränderung von Wissenschaft und Forschung. Zum einen werden Universitäten ihre Funktion als zentrale wissensproduzierende Institutionen verlieren, weil Institutionen und Unternehmen selbst das Wissen generieren, was sie benötigen, so daß es viele Quellen von Wissen geben wird. Zweitens wird sich die Struktur dieses Wissen noch weiter verändern. Während wissenschaftliches Wissen heute noch eher deskriptiv und erklärend ist, also auf die Vergangenheit und Gegenwart zielt, wird es zunehmend konstruktiv ausgerichtet sein (Knorr-Cetina), auf das, was in Zukunft sein kann.

Um sich Wissensvorsprüngen zu verschaffen, werden aber drittens auch disziplinäre Grenzen übersprungen werden. Darin und in seiner Konstruktivität, seiner zukunftsorientierten Anwendungsfähigkeit, liegt der Mehrwert gegenüber dem disziplinären Wissen. Es ist konstruktiv nicht nur im Sinne des Entwerfens neuer

Produkte im Industrie- und Dienstleistungsbereich, sondern geht inzwischen weit darüber hinaus. Es können prinzipiell neue Lebensformen wie künstliche Pflanzen, Tiere und Menschen, neue Realitätsbereiche wie das Internet hergestellt werden, deren Entwicklung und spätere Verwertung nicht nur moralische Fragen aufwerfen, die heute Ethikkommissionen bearbeiten, sondern auch mit hohen Risiken des Scheiterns verbunden sind.

Viertens muss es zur Diffusion, einem Austausch, des Wissens nicht nur zwischen Universitäten und Unternehmen<sup>1</sup>, sondern zwischen allen Arten von Institutionen kommen, die zunehmend ihr Wissen selbst generieren werden.

## **2. Was folgt daraus für Städte?**

Die Städte müssen zunächst die Infrastruktur und das Milieu für die wissensbasierte Ökonomie schaffen.

Die Wissensgesellschaft setzt eine bestimmte Infrastruktur voraus, zu der die materiellen Netze, die Breitbandkabel etc. im Boden der Städte zählen. Diese Infrastruktur, für die die Kommunen nach dem Telekommunikationsgesetz 1997 und der Rechtsprechung die Wege kostenlos zur Verfügung stellen müssen, ist dort entwickelter, wo es sich bereits lohnt, also in größeren Städten. Entscheidend sind die Knotenpunkte, die hubs, die entweder schon da sind oder nun im Zuge der Vernetzung geschaffen werden, so dass die Kommunikation weltweit oder zumindest mit der Weltgegend möglich wird, mit der man Geschäfte machen, von der man Informationen erhalten und in die man Wissen transferieren möchte. Zwar spielen die Zukunft wirtschaftlich mehr und mehr in den Netzen, aber diese Netze sind wohl auf lange Zeit auf räumliche Knoten angewiesen, schreibt der nordrheinwestfälische Finanzminister Peer Steinbrück. „Unser politisches Ziel muss es daher sein, auch in Nordrhein-Westfalen solche unverzichtbaren Knoten zu entwickeln.“ (S. 26)

Diese Infrastruktur wird bestehende Zentren eher verstärken, als dass dadurch eine Verschiebung in der bisherigen Städtehierarchie zu erwarten ist. Dennoch bietet die

---

<sup>1</sup> Ein forcierte Wissensbasierung der Finanzmärkte zeigt sich insbesondere bei den Derivaten, also bei Optionen, Futures, Swaps. Hier ist der Umfang der außerbörslich gehandelten „intelligenten“ Finanzinstrumente im Zeitraum von 1991 bis 1997 um das sechsfache gewachsen. Aber auch die Risiken auf diesen Märkten sind erheblich. Bei Derivaten ist ein höheres Maß an Expertise eingeschrieben als bei Krediten, Aktien etc. Sie dienen der Risikoabsicherung wie der Spekulation. Die Herstellung und Handhabung dieser Produkte geschieht auf Grundlage neuester Erkenntnisse in den Bereichen Mathematik, Statistik und Finanzwissenschaft, wobei der hohe Wettbewerbsdruck auf diesen Märkten dazu führt, dass neue Erkenntnisse permanent in Produktinnovationen umgesetzt werden, das Wissen also sehr schnell veraltet. (Strulik s.25ff) Nun ist es allgemein nicht so, dass mit zunehmenden Wissen die Gewissheit wächst, vielmehr wächst das Bewusstsein des Nicht-Wissens und des Risikos. Im Bereich der Finanzmärkte bedeutet dies, dass sie sich für die Bankenaufsicht als ein wachsendes Risiko für das gesamte System der Banken darstellen, was wiederum von Experten abgeschätzt, bewertet und aufgefangen werden muss.

In Frankfurt, dem deutschen Bankenzentrum, zeigt sich nun das wachsende Bedürfnis nach Expertenwissen und Expertise u.a. in folgender Entwicklung.

Seit Jahrzehnten haben die Banken in Frankfurt eine eigene Ausbildungsstätte, eine Akademie für ihr Führungspersonal sowie jeweils eigene Forschungsabteilungen in Frankfurt. Ebenfalls seit Jahrzehnten rekrutieren sie auch aus den Absolventen der Universität ihre Berufsanfänger. Seit einigen Jahren sind sie jedoch um eine engere Beziehungen zur Universität bemüht, um die Qualität von Ausbildung und Forschung auf dem Gebiet der Finanzmärkte für sich zu steigern. So wurde vor drei Jahren im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften ein Fachgebiet im Rahmen der BWL mit dem Titel Derivates and financial engineering mit finanzieller Hilfe der Banken eingerichtet, das eine zielgerichtete Ausbildung in englischer Sprache bietet. Zur Zeit ist von den Fachbereichen Mathematik, Informatik und Wirtschaftswissenschaften ein Forschungsinstitut Mathfinance an der Universität, in Gründung, in dem Vertreter der Banken einen Teil des Know-how beitragen, und auch einen Teil der Finanzierung übernehmen.

Vernetzung neue Chancen für Betriebe in der Region, auch auf einem globalen Markt agieren zu können.

Städte, die in der Wissensgesellschaft mithalten wollen, so wird von Ökonomen argumentiert, müssen außerdem alles daran setzen, dass sie urbane innovative Milieus oder Netzwerke produzieren und stabilisieren. Diese sind als relationales Kapital anzusehen. Es besteht in den Beziehungsmöglichkeiten vor Ort, dem Einfluss auf die Qualifikationen am Arbeitsmarkt, den Beziehungen zwischen Universitäten und den Unternehmen, die entwickelt werden müssten. Ein solches urbanes Milieu sei deshalb günstig für Innovationen, weil es ein kollektives Gut darstelle, dass zur Reduktion von Produktions-, Transaktions- und Koordinationskosten von Unternehmen und vor allem zur Reduktion von Unsicherheit bei innovativen Prozessen führe. (Carmagni S. 303)

### **3. Welche Qualifikationen sind in der wissensbasierten Ökonomie notwendig?**

Der Bedarf an Experten und Beratern wird wachsen. Es entstehen aber auch neue Berufe und vor allem wird sich das Qualifikationsprofil herkömmlicher Berufe hinsichtlich des Umgang mit Informations- und Kommunikationstechnologien verändern.

Das Qualifikationsniveau in unserer Gesellschaft wird sich erhöhen müssen. Bisher studieren nur 25 % Männer und Frauen eines Jahrgangs; das wird sich auf 40% erhöhen (Mayer S. 209).

Für Wissensarbeit benötigt man - so heißt es immer wieder –

1. vor allem die Fähigkeit zu kontinuierlichem Lernen, zur Erneuerung des Wissens sowie ein Anpassungsvermögen an neue Situationen und Probleme. Man muss Wissen als Ressource begreifen können, die untrennbar mit Nicht-Wissen verbunden ist. Alle diese Prozesse der Wissensarbeit werden weitgehend in Teams ablaufen.
2. benötigt man deshalb für die Teamarbeit Sozialkompetenz und Kommunikationsfähigkeit. Sie gelten heute als Schlüsselqualifikationen. Unternehmen wie VW wählen MitarbeiterInnen danach aus, d.h. psychologische Tests werden als Selektionskriterium auf allen Ebenen des höheren und mittleren Managements eingesetzt. (Mayer S. 206)

Außerdem ist 3. die Bedeutung von Ingenieurwissen bzw. der Umgang mit technischen Systemen für Karrieren nicht zu unterschätzen, da die Grundlagen der Veränderung der Produktion in der Wissensgesellschaft nicht selten neue technische Entwicklungen sind.

Schließlich benötigt man Menschen, die nicht nur kreativ, sondern auch risikofähig sind, (Süddeutsche Zeitung vom 21./22. 7. 01 S.V1/23), denn Fehler bei der Wissensarbeit an Produkten oder das schnelle Veralten von Fachwissen und sein Ersatz durch technische Lösungen erfordert mindestens zeitweilig auch die Hinnahme von Einkommensverlusten und Arbeitslosigkeit.

### **4. Welche Chancen haben unter diesen Umständen Frauen in der Wissensgesellschaft?**

Da Sozialkompetenz oder emotionale Intelligenz bei Frauen als weitverbreitet gilt als bei Männern, sind nicht selten Hoffnungen damit verbunden, dass in der

Wissensgesellschaft nun Frauen mehr Chancen auf gute Jobs und gute Bezahlung haben als heute. Diese Hoffnung ist sicher nicht unberechtigt, wenn auch aus anderen Gründen. Verschiedene Personalstrategien der Unternehmen zeigen dies: Deutlich auf die Teamarbeit bezogen hat sich das Diversity-Konzept amerikanischen Ursprungs entwickelt. Zunächst war der Grundgedanke, das Frauen eine Zielgruppe sind, deren Produktbedürfnisse besser von Frauen erkannt und vermarktet werden können. Vielfalt/Diversity im Personal kann daher nur nützen. Inzwischen wird dies von einigen Unternehmen auch als ein Instrument der Förderung von Frauen in Führungspositionen angesehen. Der Nutzen der kulturellen Differenz der Geschlechter bei Entscheidungen in Teams wird hervorgehoben. Frauen bringen andere Sichtweisen, ein anderes Verhalten und mehr Emotionen ins Team und erhöhen auf diese Weise die Kreativität des Teams (vgl. Schön). Eine andere Idee ist die, über Chancengleichheit das Potential der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu fördern. Dieses Konzept des Total E-Quality Management hebt hervor, dass „eine Förderung von Frauen insbesondere in Führungspositionen für innovative, marktorientierte und konkurrenzfähige Unternehmen wichtiger Bestandteil einer an Chancengleichheit orientierten Personalentwicklung ist.“ (nach Schön S. 37), d.h. die Chance auf Chancengleichheit fördert die Motivation und den Einsatz von Frauen in höheren Positionen.

Voraussetzung ist natürlich eine gute, am besten akademische, Ausbildung. Heute sind schon mehr als 50% der Studierenden an manchen Universitäten Frauen. Ihre Neigungen liegen jedoch weniger in den technisch-naturwissenschaftlichen Bereichen. Nur 17 % der Informatikstudierenden sind Frauen (Frankfurter Rundschau vom 4.9.01)

Bei den Frauen im Beruf zeigt sich eine interessante Spaltung, die auf unterschiedliche Strategien im Umgang mit Männerdomänen schließen lässt. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung gab kürzlich bekannt, dass vollzeitbeschäftigte Frauen im Durchschnitt 82% dessen verdienen, was Männer bekommen. Mitte der 80er Jahre lagen die Löhne noch um ein Viertel unter denen der Männer. Besonders groß sei derzeit der Rückstand bei Ingenieurinnen, die nur 69 % dessen verdienen, was ihre männlichen Kollegen erhielten. Der Grund liege darin, dass die Frauen in den weniger lukrativen Bereichen der Berufen arbeiteten. Umgekehrt erhielten die wenigen Frauen in typischen Männerdomänen wie Techniker- oder Bauberufen mehr als ihre Kollegen. (Frankfurter Rundschau vom 27.7.01)

Was können wir daraus schließen? Mein Schluss wäre, dass es offenbar einer besonderen Sozialkompetenz bedarf, sich in typischen Männerbereiche hineinzubegeben und auch durchzusetzen. Diese Kompetenz ist der Surplus, den Frauen mitbringen müssen, um Karrieren zu machen. Ich meine damit jedoch nicht so etwas wie die besondere weibliche Intuition und Einfühlungsvermögen, emotionale Intelligenz etc. Dieser Surplus besteht meiner Ansicht nach darin, daß diese Frauen in der Lage sind, die eigene Geschlechtsrolle, Geschlechtsidentität und das Geschlechterverhalten flexibel und distanziert zu handhaben. Diese Fähigkeit verhilft dazu, sich als Frau auch in frauenfeindlichen Berufswelten durchzusetzen. Wie bedeutsam für ihre Karriere die Flexibilität von Frauen bezüglich ihrer Geschlechtsidentität ist, wurde von Linda McDowell in einer Untersuchung über hochqualifizierte weibliche und männliche Bankangestellte bei drei Londoner Banken herausgestellt. Dort zeigt sich, dass und wie der Körper, die Kleidung, Gesten und Sprache als Geschlechtsattributen von Weiblichkeit oder Männlichkeit aktiv im Arbeitsprozess von weiblichen Bankangestellten eingesetzt werden, die sich in der

offen machistischen Berufswelt der Finanzmärkten etc. durchsetzen müssen. Dabei sind es in ihrer Untersuchung eher die jungen Frauen, die männliche Maskeraden versuchen, d.h. sich in Kleidung, Haltung, Stil und Gesten an die Männerwelt anpassen, während die älteren Frauen ihre Weiblichkeit offen als subversive Strategie einsetzen bzw. diese damit parodieren. Es sind Spiele, die Frauen mit sich und ihrer Umwelt spielen, um in männlich dominierten Berufswelten zu überleben. Wahrscheinlich hängt es von der Art der Performance der Männlichkeit der Männer im jeweiligen Arbeitsmilieu ab, mit welcher Vorstellung von Weiblichkeit oder Männlichkeit Frauen ihre berufliche Arbeit besser unterstützen können. Frauen in hohen Positionen wie auch Männer könnten durch derartige „Körperarbeit“, wie es McDowell ausdrückt, die Geschlechterkulturen in männerdominierten Arbeitswelten unterminieren und damit Offenheit für das Anderssein erzeugen. (S. 203)

Diese Dimension der Geschlechterkultur am Arbeitsplatz steht dahinter, wenn z.B. ein Bildungsforscher vom Arbeitsplatz seiner Tochter, einer Doktorandin der Chemie erzählt: „Das ist eine Tätigkeit, bei der man 14 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche im Labor steht und wenig Chancen hat, sonst irgend etwas zu machen. Fraulichkeit ist im Labor nicht gefragt. Wie auch? Man hat eine dicke Schutzbrille auf, Mäntel an, und so fort. Es ist für Frauen außerordentlich schwierig, sich in eine derart männerzentrierte Kultur zu integrieren.“ (Mayer S. 211)

Erklärt nicht diese Dimension der Geschlechterkultur auch, warum Ingenieurinnen und Naturwissenschaftlerinnen sich lieber Arbeitsbereiche suchen, die weniger von Männern dominiert sind, aber auch schlechter bezahlt? Sicher ist diese Beobachtung nicht neu. Die Konsequenz vor dem Hintergrund der Wissensgesellschaft aber wohl doch: auch das Geschlechtsverhalten, Männlichkeit und Weiblichkeit, müssen flexibel gehandhabt werden. Mit der einschlägigen Genderforschung gerät auch diese Dimension des häufig unbewussten Handelns in den Zustand dessen, was man wissen kann und nun bewusst handhaben sollte, sei es als Frau, die sich in einem männerdominierten Arbeitsfeld durchsetzen möchte, sei es als Betrieb, der an der Arbeitskraft von Frauen interessiert ist.

Die Geschlechtsidentität muss reflexiv werden. Dann können sie Frauen und Männer distanziert und konstruktiv handhaben: im Beruf wie in der Familie.

Unter diesem Gesichtspunkt des flexiblen und distanzierten Umgangs mit der eigenen Geschlechtsidentität als Frau kann man nun auch die sich in der Wissensgesellschaft ausbildenden Arbeitsmarktchancen von Frauen einschätzen. Willke (S. 272) sieht eine Dreiteilung des Arbeitsmarktes in der Wissensgesellschaft. Im oberen Segment gibt es in entwickelten Gesellschaften die echten WissensarbeiterInnen, die 20% der Erwerbsbevölkerung ausmachen. Sie haben eine hervorragende Ausbildung, seien global nachgefragt. Etwa 20% der Erwerbsbevölkerung seien wahrscheinlich von den Anforderungen der Wissensgesellschaft überfordert, weil sie nicht qualifikationsfähig oder -willig seien. Die übrigen 60% werden sich permanent fort- und weiterbilden. An den Rändern wird es nach oben und unten hohe Fluktuationen geben, Aufstiege und Abstiege.

Nehmen wir an, dass damit die Situation auf dem Arbeitsmarkt der Wissensgesellschaft realistisch geschildert wäre, wo würden wir dann die Frauen verorten? Neben den durch Qualifikation gegebenen Chancen ist es wohl die eigene Verortung im Geschlechterverhältnis- wie weit will ich die traditionelle Frauenrolle übernehmen, wie weit kann ich mich davon distanzieren? - die bestimmt, wo sich Frauen in der Schichtung der Wissensgesellschaft wiederfinden. Während sich ganz unten die Frauen mit der traditionellen Frauenrolle und Kindern ohne Wissensarbeit als Zuverdienerinnen durchschlagen, werden sich in der unteren Hälfte der mittleren Gruppe diejenigen Frauen ballen, die sowohl Familie als auch Beruf haben wollen

und beständig mit dem drohenden Abstieg kämpfen, da bei ihnen kaum die Zeit da sein wird, immer wieder neue Qualifikationen zu erwerben.

In der oberen Hälfte finden sich weniger Frauen, vor allem aber die, denen es gelungen ist, eine gleichberechtigte innerfamiliäre Arbeitsteilung durchzusetzen, wo der Mann vermutlich weniger verdient. Bei den oberen 20% der erfolgreichen Wissensarbeiter befinden sich noch sehr viel weniger Frauen als Männer, aber vor allem Frauen, für deren Geschlechtsidentität Familie und Kinder (gar nicht, noch nicht oder nicht mehr) zentral sind.

Als Fazit für die aktuelle Situation kann man deshalb konstatieren, dass heute noch eine Grundvoraussetzung zur Verbesserung der Arbeitsmarktchancen von Frauen fehlt. Es ist das frühzeitige Reflektieren über die Möglichkeiten und Grenzen der eigenen Geschlechtszugehörigkeit und des flexiblen Umgangs damit.

Denn das Geschlecht ist zwar nicht mehr Schicksal wie für frühere Generationen von Frauen, und es ist nicht mehr als echter Nachteil und Hemmnis zu betrachten, wie für meine Generation, es ist aber auch nicht gleichgültig, wie viele Studierende heute meinen, es müsste meiner Ansicht nach von Frauen und Männern heute als eine Ressource begriffen werden, deren flexiblen Umgang man lernen muss.

## **5. Weiteren Folgerungen für die Städte in der Wissensgesellschaft**

Zunächst: Was die Städte für Frauen zur Verbesserung der Arbeitsmarktchancen in der Wissensgesellschaft tun können, ist nichts Neues, doch die Defizite bestehen weiter: mangelhafte Kinderbetreuungsmöglichkeiten, das Fehlen von Ganztagschulen, schlechten Verkehrsverbindungen bei ständig weiteren Auseinanderdriften von Wohnort und Arbeitsplatz von Frauen. Da die frühzeitige Qualifikation des Nachwuchses und die Bedeutung qualifizierter Frauen als Humanressource, die nicht verloren gehen sollte, ein Thema der Wissensgesellschaft ist, haben die Städte hier ihre Chance im Standortwettbewerb um wissensbasierte Industrie- und Dienstleistungsunternehmen. Diese Themen stehen allerdings zur Zeit ebenso zurück hinter der Schaffung der neuen Infrastruktur wie des innovativen Milieus für die wissensbasierte Ökonomie wie die Anpassung an die Dezentralisierung der Telearbeitsplätze bzw. deren Verlagerung in Wohnungen. Diese Verlagerung des Büros in Wohnungen, aus Sicht der Unternehmen handelt es sich um Reduzierung der Fixkosten, liegt bei allgemeiner Unsicherheit des Geschäftsgangs nahe. 1997 arbeiteten allerdings erst 22.000 Personen ausschließlich daheim. Es wird jedoch mit einem Anstieg bis auf 10% der erwerbstätigen Bevölkerung gerechnet, die Telearbeitsplätze innehaben werden, allerdings wird nur ein Teil davon teilweise oder ganz zuhause arbeiten. (Süddeutsche Zeitung vom 21./22.7.2001)

Wie sollte nun die Stadtentwicklungspolitik in der Wissensgesellschaft aussehen? Aus ökonomischer Sicht wird Stadtentwicklungspolitik derzeit hauptsächlich als Schaffung von Synergienetzwerken zwischen den Hauptakteuren vor allem Universitäten und Unternehmen und als Konstruktion einer gemeinsamen Zukunftsvision angesehen. Aus der Studierstadt oder der Wissensstadt müsse sich deshalb die Lernstadt entwickeln. (Carmagni S. 306 f)). Dies betrifft auch die Stadt als politisch-administratives System und geht sicher über die derzeitigen Versuche der Stadtverwaltungen sich in lernende Verwaltungen umzuwandeln, hinaus.

Ich möchte deshalb zum Schluss noch zwei Aspekte künftiger Stadtentwicklung - die Erzeugung realer Bilder von Stadt und die Erzeugung von Visionen - ansprechen, die Frauen nicht nur in Nordrhein-Westfalen stärker in ihrem Interesse beeinflussen sollten.

Unsere Städte selbst werden zunehmend von neuen Wissensprodukten gekennzeichnet sein. Dabei denke ich nicht nur an die technische Entwicklungen wie die zu intelligenten öffentlichen Verkehrssystemen, intelligenten neuen Hochhausbauten oder zu intelligenten Homes, sondern vor allem auch an solche Wissensprodukte, die aus den negativen Erfahrungen der öffentlich-rechtlichen Stadt lernen und nun private „künstliche städtische Lebenswelten“ erzeugen. Ich denke dabei z.B. an die urbanen Entertainment Center wie das in Oberhausen, in denen Erlebnisse erzeugt werden sollen, und an die private Herstellung einer ganzen Stadt von 20.000 Einwohnern, Celebration City in Florida, durch den Disney Konzern, in der aus den Unannehmlichkeiten der realen amerikanischen Stadt gelernt wurde.

Die Erfindung solcher von mir - und wahrscheinlich auch von ihnen - heute noch als künstlich empfundenen städtischer Welten (solange wir noch die realen städtischen Mittelpunkte haben), wird in der Wissensgesellschaft zunehmen. Hier werden Bilder von der Stadt als Gegensatz zur realen Stadt erzeugt, die verkauft werden können und die für viele Menschen attraktiv sind. Wahrscheinlich ziehen wir jedoch den Erlebnisgewinn weniger aus den inszenierten neuen Produkten selbst als aus ihrem Gegensatz zur realen städtischen Welt.

Wie dem auch sei. Jetzt ist die Zeit neue Bilder von der Stadt zu erzeugen, die für Frauen nützlich sind, die als Ergebnisse ihrer negativen Erfahrungen mit Stadt gelten müssen. Beispielsweise können wir Frauen-Wohnungsgenossenschaften, neue Wohnformen für erwerbstätige Wissensarbeiterinnen und ihre Familien als solche neuen Bilder von Stadt begreifen, die als Wissensprodukte allerdings weniger marktgängig sind und deshalb stärker für ihre Durchsetzung zu kämpfen haben werden.

Der letzte Aspekt, den ich hervorheben möchte, ist der, dass die Stadt als politisch administratives System selbst ein lernendes System wie andere auch werden muss, das zukünftig bedeutsames Wissen selbst produziert. Ein Anfang dazu ist bereits gemacht. Die derzeitige Wissenschaftsministerin Bulmahn hat ein Forschungsförderungsprogramm initiiert, das Stadt 2030 heißt. Es geht um die Entwicklung von Zukunftsvorstellungen. Allerdings wird dies jetzt nicht mehr Sache der Stadtpolitik allein oder als Sache von Wissenschaftlern gesehen, die sich in Szenarien üben, sondern muss im Rahmen dieses Programms von den Städten und Wissenschaftlern zusammen entwickelt werden. Acht Ruhrgebietsstädte haben sich unter der Leitung der Uni Dortmund, um ein Leitbild für die Städteregion Ruhr 2030 zu entwickeln, was unter dem Stichwort Förderturm der Visionen läuft. Hier wäre der Ort, die aktuellen Interessen von Frauen im Ruhrgebiet einzubringen.

Das Lernen staatlicher Institutionen und Bürokratien, so hören wir jedoch von den Interpreten der Wissensgesellschaft, bleibe weit hinter dem Lernen und der Erweiterung des Handlungsvermögens von Individuen zurück (Stehr 2000 S. 18/19). Die Politik verliere ihre zentrale Steuerungsfunktion gegenüber der Gesellschaft, deren Subsysteme selbständiger würden (Willke S. 264). Das wären keine guten Aussichten für die staatliche Förderung der Chancengleichheit und für Gender Mainstreaming. Auch ein aktuelles Beispiel ist schon parat: der Rückzug des

intendierten Gleichstellungsgesetzes des Bundes, das mit den Interessen der Wirtschaft kollidiert.

Ehe wir darüber nun in Pessimismus verfallen, wird es Zeit Ihnen und mir die Unmöglichkeit der Prognostizierbarkeit der Zukunft in der Wissensgesellschaft ins Gedächtnis zu rufen, die der Philosoph Karl Popper so treffend formuliert hat. „Je mehr wir in Zukunft wissen werden, desto weniger werden wir wissen von der Zukunft.“ (nach Bolz S. 347)

**Literatur:**

- Norbert Bolz: Mapping the Unknown. Oder: Soll man über die Zukunft besser nicht sprechen? In: Dirk Matejovski (Hg.) Metropolen. Laboratorien der Moderne, Frankfurt 2000
- Roberto Camagni: Das urbane Milieu: Voraussetzung für Innovation und wirtschaftlichen Erfolg. In: Dirk Matejovski (Hg.): Metropolen. Laboratorien der Moderne, Frankfurt 2000
- Karl Ulrich Mayer: Die Bildungsgesellschaft. In: Armin Pongs: In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich, München 2000 Bd. 2
- Linda McDowell: Capital Culture. Gender at Work in the City, Oxford/ Malden Mass. Blackwell 1997
- Karin Knorr-Cetina: Die Wissensgesellschaft. In: Armin Pongs: In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? München 2000 Bd. 2
- Christine Schön: Szenarien betrieblicher Gleichstellungspolitik. Chancengleichheit als Unternehmensleitbild versus Gleichberechtigungsgesetz - eine exemplarische Studie in Banken und Sparkassen, Königstein/Taunus 1999
- Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998
- Nico Stehr: Arbeit, Eigentum und Wissen. Zur Theorie der Wissensgesellschaft, Frankfurt am Main 1994
- Nico Stehr: Die Zerbrechlichkeit moderner Gesellschaften, Weilerswist 2000
- Peer Steinbrück: Politische Handlungsräume in der Telepolis. In: Dirk Matejovski (Hg.): Metropolen. Laboratorien der Moderne, Frankfurt 2000
- Torsten Strulik: Risikosteuerung in der Wissenschaft - Gibt es Anzeichen für die Etablierung wissenschaftlicher Steuerungsregime? In: Wilfried Konrad, Wilhelm Schumm (Hrg.): Wissen und Arbeit. Neue Konturen von Wissensarbeit, Münster 1999
- Helmut Willke: Die Wissensgesellschaft. In: Armin Pongs: In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich, München 1999 Bd. 1